

Susanne Bechstein

# Schuldgefühle einer Tochter

Copyright

Engelsdorfer Verlag  
Leipzig  
2011

Bibliografische Information durch  
die Deutsche Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**ISBN 978-3-86268-629-2**

Copyright (2011) Engelsdorfer Verlag

Alle Rechte bei der Autorin  
[susannebechstein.jimdo.com](mailto:susannebechstein.jimdo.com)  
[bechstein@t-online.de](mailto:bechstein@t-online.de)

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)  
[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

12,40 Euro (D)

## Ein Wort zu Beginn

Ich habe dieses Buch zum Gedenken an meine Mutter Anna geschrieben.

Eine starke Frau, die so viele Stolpersteine in ihrem Leben zu bewältigen hatte und trotz alledem nicht aufgegeben hat. Dafür liebte sie das Leben viel zu sehr. Mir ist noch kein Buch so schwer gefallen, wie ausgerechnet dieses.

Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht an sie denke. Zwischen uns war im Leben immer eine gewisse Distanz, die sich erst im Alter gelöst hat. Ihr Leiden war für mich kaum zu ertragen. Wenn ich zu ihr sagte: „Nicht weinen, Mutti!“, antwortete sie mir: „Ich weine nicht, Liebchen, meine Tränen sind alle schon geweint. Ich möchte nur noch sterben.“

Wie gerne würde ich sie jetzt in den Arm nehmen, was wir zu Lebzeiten kaum getan haben.

Deine Tochter Susanne

copyright

Ich hätte nie gedacht, dass mich der Tod meiner Mutter so aus dem Gleichgewicht werfen würde. Wo wir doch nie eine echte Mutter-Kind-Beziehung hatten. Ich kann mich an keinerlei Zärtlichkeiten oder Liebe von ihr entsinnen. Vielleicht im Babyalter? Aber ab wann bleiben bei einem Kleinkind bestimmte Dinge im Gedächtnis?

Ich bin 1939 geboren, aber meine Mutter lernte ich erst 1947 kennen. Also zwei Jahre nach Kriegsende. Wenn ich genau nachrechne, komme ich auf zehn Jahre, die wir zusammen verbracht haben. Eine viel zu kurze Zeit, um eine Beziehung aufzubauen. Sollte es sich bewahrheiten, dass Blut dicker als Wasser sei? Anders kann ich mir meinen seelischen Zusammenbruch nicht erklären.

Meine Mutter Anna hat mit fast 91 Jahren eine schwere Notoperation überstanden. Wir haben nicht daran geglaubt, dass sie noch einmal lebend das Krankenhaus verlassen würde. Aber meine Mutter war ihr ganzes Leben eine Kämpfernatur. Sonst hätte sie bestimmt auch nicht das KZ Ravensbrück überlebt. Das alles steht genauer in meiner Autobiografie geschrieben.

Ich musste mich an meine Mutter erst gewöhnen, denn nach dem Waisenhaus, in das ich mit zweieinhalb Jahren gekommen war, holte mich mein Opa Max mit fünf Jahren endlich nach Hause.

Es muss für ein kleines Kind die Hölle gewesen sein, wenn plötzlich kein vertrautes Gesicht mehr da ist, sondern sechzig fremde Kinder und Frauen mit wallender Kleidung. Und auf dem Kopf so ein komisches Gebilde mit Schleppe. Ich denke, dass mich das Waisenhaus im

Unterbewusstsein für mein weiteres Leben geprägt hat. Ich habe das meiner Mutter nie verziehen, dass sie es so weit hatte kommen lassen. Und, dass dadurch meine Kinderseele zerbrochen ist, was sich ja erst im Alter bei mir bemerkbar machte. Und doch fanden wir im Alter zusammen.

Ich gewöhnte mich mit der Zeit an meine Mutter. Plötzlich hatte ich auch eine, wie andere Kinder. Eines kann ich berichten, sie hat mich nie geschlagen.

Ich lebte bis 1954 in Perleberg (Prignitz), wo ich auch geboren wurde. Wir waren eine große Familie. Da gab es Opa Max und Oma Herta, die ich über alles liebte. Sie war die zweite Frau von Opa Max, denn meine Mutter Anna hatte ihre Mutter mit dreizehn Jahren verloren. Über ihren Tod kam meine Mutter nie hinweg. Und dann war da noch meine geliebte Tante Gerda, die Stiefschwester meiner Mutter, die für mich Mutterersatz war. Auch sie war gemeinsam mit meiner Mutter in Ravensbrück interniert. Warum sie früher nach Hause kam als meine Mutter, weiß ich bis heute nicht. Und damals hatte ich von alledem keine Ahnung. Sie war einfach da.

Perleberg war auch nach dem Krieg in russischer Hand. Viele deutsche Frauen arbeiteten für die Russen. So auch meine Mutter Anna. Sie ist mit ins Sommerlager nach Zechlin gefahren. So war ich wieder für drei Monate ohne meine Mutter. Einmal durfte ich sie besuchen, meine Tante Gerda begleitete mich, es waren drei schöne Wochen.

Ich, Susanne, wurde größer, war ein neugieriges Kind und hörte so einiges, was für meine Ohren nicht bestimmt war.

Und dann ist meine geliebte Oma Herta mit nur 49 Jahren gestorben. Sie war schon lange krank gewesen – ich sah, wie sie immer ein Pulver einnahm, wenn die Schmerzen unerträglich wurden. Als sie sich nun doch entschlossen hatte, endlich in ein Krankenhaus zu gehen, war es längst zu spät. Für mich brach eine Welt zusammen und Opa Max wäre am liebsten mit in die Gruft gegangen. Aber Männer sind eine Welt für sich und können schnell vergessen.

Er hat später mit 74 Jahren noch einmal geheiratet. Es gibt natürlich auch Ausnahmen im Leben, wo die Liebe nicht zu ersetzen ist.

Ich war inzwischen 14 Jahre alt. Wir schrieben das Jahr 1954, als meine Mutter eines Tages zu mir sagte, dass wir heute ganz früh nach Wittenberge zum Einkaufen fahren. Ich sollte es aber für mich behalten, was ich auch tat. ‚Vielleicht gibt es ja eine Überraschung für mich‘, dachte ich.

Auf dem Weg zum Bahnhof wirkte Mutter sehr nervös. Sie sagte: „Hoffentlich treffen wir keine Bekannten“, was ich sehr merkwürdig fand. Und tatsächlich kam uns eine Freundin von Mutter entgegen, es war Gisela Kirsch. Mutter wurde ganz blass und erzählte ihr irgendeine Geschichte. Wie man später munkelte, soll sie zur Polizei gegangen sein, mit der Vermutung, dass wir in den Westen flüchten würden.

Dann sagte meine Mutter zu mir, dass wir nach Berlin fahren, in den Westen und nicht mehr zurück nach Perleberg könnten. Hoffentlich erkennen uns die Russen unterwegs nicht.

Sie stand die ganze Zeit im Zug am Fenster und schaute heraus. Was war denn bloß passiert?

„Warum hast du denn solche Angst, Mutti?“

„Das verstehst du sowieso nicht, Susanne. Aber eines kann ich dir sagen, wenn sie uns erwischen, dann kommen wir beide nach Sibirien in ein Straflager.“

Ich fing an zu weinen. „Ich will sofort wieder nach Hause. Opa macht sich bestimmt Sorgen, wenn wir am Abend nicht zurück sind.“

Ich weiß bis heute nicht, warum wir 1954 geflüchtet sind. Wir haben darüber nie gesprochen, wie über andere Dinge auch nicht. Erst jetzt, nach dem Tod meiner Mutter, hätte ich noch so viele Fragen an sie. Aber jetzt ist es zu spät, es sollte wohl alles so sein, wie es gekommen ist.

Gott sei Dank war unsere Flucht geglückt, und meiner Mutter war die Erleichterung anzusehen. Erschöpft kamen wir am Bahnhof-Zoo an und Mutter fragte: „Wie kommen wir zum Roten Kreuz?“

Als wir dort ankamen, waren wir nicht die einzigen Flüchtlinge. Endlich gab es etwas zu Essen für uns, denn wir waren einige Stunden unterwegs gewesen. Damals fuhr noch der Bummelzug – heutzutage ist man in anderthalb Stunden in Perleberg.

Wir haben dann die Nacht beim Roten Kreuz verbracht. Am anderen Tag sind wir dann in das Flüchtlingslager nach Marienfelde gefahren. Fahrkarten bekamen wir vom Roten Kreuz, denn Westgeld besaßen wir nicht. Als wir dort eintrafen, sah ich so viele Menschen wie auf einem Oktoberfest, mit Sack und Pack in ihren



Händen. Und wir hatten nur die Einkaufstasche dabei. Kinder, die weinten, und Babys im Kinderwagen schrien vor Hunger. Eine Frau holte ihre Brust heraus und gab dem schreienden Kind die ersehnte Milch. Wir stellten uns am Schlangenende an, es dauerte Stunden, bis wir an der Reihe waren. Natürlich fing ich wieder an zu weinen und jammerte Mutter die Ohren voll, dass ich wieder nach Hause will. Dafür hatte sie natürlich kein Verständnis.

Dann waren wir endlich an der Reihe und Mutter bekam einen Laufzettel, mit dem sie in ein Büro ging. Ich musste draußen warten. Die Zeit kam mir unendlich lang vor, bis sie endlich wiederkam. Diesen Krach und das Geschrei von den Kindern konnte ich kaum ertragen. Ich war sauer auf meine Mutter, keiner wusste, wo wir waren.

„Warum hast du mich nicht bei Opa Max gelassen?“, fragte ich sie.

„Wenn ich dich zurückgelassen hätte! Das wäre eine Katastrophe, sie hätten dich in ein Heim gesteckt, und mich damit erpresst, nur dass ich wieder zurückkomme.“

„Du hast mich schon einmal alleine gelassen“, sagte ich zu ihr. „Und das war auch deine Schuld gewesen.“ Inzwischen kannte ich den wahren Grund, warum ich als Kind keine Mutter gehabt hatte. Das sagte ich ihr natürlich nicht. Ich habe von anderen Menschen sehr viele schlechte Dinge gehört und auch selbst gesehen.

„Du bleibst bei mir, Susanne, oder willst du, dass wir eingesperrt werden?“

Natürlich wollte ich das nicht. Ich verstand nur nicht, warum meine Mutter solche Angst hatte. Denn ich hatte nichts Schlimmes gemacht.

Nachdem Mutti für diesen Tag alles erledigt hatte, bekamen wir unser Zimmer zugewiesen – einen großen Raum mit vielen Etagenbetten. Es war gerammelt voll und sehr laut. Zum Zudecken hatten wir so hässliche graue Decken. Ans Schlafen war nicht zu denken. Ich lag oben auf meinem Bett in Unterwäsche, einen Schlafanzug besaßen wir nicht. Nur einmal Wäsche zum Wechseln. Vor Müdigkeit heulte ich mich in den Schlaf.

Am anderen Morgen gingen wir in den großen Waschraum. Anschließend gab es Frühstück, also wieder anstellen. Mutter war ständig unterwegs, sie wurde verhört, worüber, wusste ich nicht.

Ich hatte inzwischen mit anderen Kindern Kontakt, die das sehr aufregend fanden, auf der Flucht zu sein. Endlich im Westen, da kann man alles kaufen, und Schokolade können wir essen, soviel wir wollen. „Schau mal, ich habe einen Kaugummi, damit kann ich Blasen machen“, sagte so ein kleiner Knirps zu mir. „Na und, hatte ich auch schon vor dir.“ Wir haben Pakete aus dem Westen bekommen. Und so lernte ich viele andere Leute kennen.

Mutter war unterwegs und ich hatte Langeweile und dachte an mein zu Hause, wie schön es da doch war! Alle meine Freunde würden mich vermissen, vor allem Irmgard Walter. Sie wohnte in der gleichen Straße, von unserem Haus schräg gegenüber in der Schuhstraße zwei.

Ich weiß nicht, wie viele Tage wir in Marienfelde waren. Eines Tages sagte meine Mutter zu mir, dass wir in ein anderes Lager kommen. Dieses sei in Tempelhof.

Als wir dort ankamen, grauste es mich. Ein furchtbar großes Haus, und aus den Fenstern hing die Wäsche zum Trocknen. Wir mussten uns anmelden, unsere Namen standen schon in der Liste. Und wieder bekamen wir ein großes Zimmer! Da standen die gleichen Betten mit den hässlichen grauen Decken. Die vielen Menschen hatten ihre Betten mit den Decken verhängen, damit sie in Ruhe schlafen konnten und sie nicht jeder Fremde beobachten konnte. Ich hatte meine Schlafstelle wieder oben.

Wir trafen auch Menschen aus Marienfelde wieder. Jeder erzählte seine Geschichte, warum er geflohen war. Meine Mutter sagte zu mir: „Susanne, erzähle nicht, dass ich bei den Russen gearbeitet habe. Hier gibt es zu viele Spitzel. Und gehe nicht alleine auf die Straße, sonst wirst du vielleicht entführt.“ Mir wurde angst und bange und in jedem Mann sah ich einen Spitzel.

Unser Essgeschirr bestand aus einer Blechschüssel, damit mussten wir uns jeden Tag anstellen, jeder hatte nur die eine für alles, ob Frühstück, Mittag oder Abendbrot. Nach dem Essen haben wir diese Schüssel sofort ausgewaschen. Heute fällt mir beim Schreiben Günter Grass ein. Da gab es doch einen Film: „Wer einmal aus dem Blechnapf fraß“,

Unsere Wäsche hatte meine Mutter ständig ausgewaschen, wir hatten ja nur einmal Wäsche zum Wechseln. Fremde Menschen schenkten uns Kleidung, und Mutti

bekam den Rat, zum Roten Kreuz zu gehen oder zur Kirche. Sie würden uns helfen. Und so war es dann auch. ‚Opa muss unsere Kleidung schicken, wenn wir hier raus sind.‘

Mutter war immer noch unterwegs zur Vernehmung. Erst die Amerikaner, dann wieder die Franzosen und zum Schluss die Engländer. ‚Ich hoffe, dass wir politisch anerkannt werden. Aber alles, was ich ihnen erzählt habe, wussten sie schon‘, sagte Mutti zu mir. ‚Es wäre besser gewesen, wenn ich Beweise oder Fotos vom Russenlager aus Zechlin dabei gehabt hätte. Und was bedeutet das jetzt für uns? Es kann sein, dass wir Berlin verlassen müssen. Sie fliegen uns dann nach Westdeutschland, in ein anderes Lager. Bis wir eine Arbeit und Wohnung gefunden haben. Aber das kommt für uns nicht infrage, mein Kind, wir bleiben in Berlin, komme, was da wolle.‘

Es verließen immer mehr Menschen das Lager, sie wurden tatsächlich nach Westdeutschland ausgeflogen. Es machte ihnen nichts aus, denn die meisten hatten Verwandte drüben.

Unser Aufenthalt dauert nun schon Monate. Inzwischen hatte man hier schon Freundschaften geschlossen. Ich lernte einen netten, jungen Mann kennen. Mutter hatte mir verboten, anderen zu erzählen, warum wir geflüchtet waren. Aber welches Kind kann schon Geheimnisse für sich behalten? Wir waren hier schließlich alle Flüchtlinge.

Der Mann war eines Tages nicht mehr zu sehen. Ich dachte, er hätte vielleicht auch seine Ausreise bekom-

men. ‚Er hätte sich wenigstens von mir verabschieden können.‘

Eines Tages wurden meine Mutter und ich ins Büro bestellt. Alle Post, die im Lager für die Insassen ankam, wurde von der Lagerleitung geöffnet. Für mich war auch ein Brief dabei. Sie fragten mich, ob ich den Absender kenne. Wer sollte mir schreiben? So verneinte ich. Der Text wurde uns vorgelesen, ich sollte zu einer bestimmten Straße kommen, diese war im Osten von Berlin. Der Mann aus dem Lager hatte mir den Brief geschrieben. Er wollte sich dort mit mir treffen und hatte tatsächlich vorgehabt, mich zu entführen. Er soll ein Spitzel gewesen sein, denn der Name war bei der Lagerleitung nicht bekannt. Also war die Vermutung meiner Mutter richtig gewesen, als sie mich gewarnt hatte.

Natürlich war meine Mutter außer sich: „Konntest du deine Klappe doch nicht halten, Susanne! Was hast du diesem Mann erzählt?“

„Alle haben ihre Geschichten erzählt“, dachte ich, „warum nicht wir auch unsere? Der hat mir auch so viel von sich erzählt, warum er aus dem Osten abgehauen ist.“

„Es wird Zeit, dass wir hier rauskommen. Du wolltest dich mal wieder interessant machen, wie immer“, sagte Mutter zu mir. Und ich bin mal wieder eingeschnappt.

Wir waren schon fast ein Jahr im Lager. Unsere Situation änderte sich schlagartig. Mutti wurde ins Büro bestellt, sie kam niedergeschlagen zurück und zeigte mir einige Papiere, die sie mir vorlas. Unsere politische Anerkennung wurde abgelehnt. Und, dass wir in Kürze mit unserer Ausreise nach Westdeutschland rechnen konnten.

Gegen Abend ging Mutti noch einmal nach draußen. Es dauerte einige Zeit, bis sie wiederkam. „Wo warst du solange? Und warum hast du so gute Laune?“

„Susanne, wir ziehen aus und bleiben in Berlin“, sagte sie zu mir. Aber wohin?

„Wir haben doch keine Wohnung“, gab ich zu bedenken.

Und dann erzählte sie mir die folgende Geschichte: In der Folgmahr Straße steht die Fabrik Schaub-Lorenz, die elektrische Teile für Radios herstellt. Sie hätte schon vor einiger Zeit einen Mann kennengelernt, der dort arbeitete. Er kam aus Chemnitz und war von Beruf Ingenieur.

„Ja und, was hat das mit uns zu tun?“

„Du weißt doch, dass viele Leute aus dem Osten auch im Westen arbeiten können.“

„Ja und?“

„So macht es Harry auch. Er wohnt in Schöneberg, bei einem alten Mann, der Zimmer vermietet. Seine Wohnung ist für ihn zu groß, seit seine Frau gestorben ist. Und da ziehen wir hin.“

Mutter setzte am anderen Tag ihre Absicht auch gleich in die Tat um. Sie ging zur Direktion und kündigte unseren Aufenthalt im Flüchtlingslager.

Harry holte uns einen Tag später ab. Wir sind dann mit der Straßenbahn nach Schöneberg in die Hohenfrietberg Straße gefahren. Ein Herr Friedrich erwartete uns schon. Ein kleiner Mann, er hinkte und ging am Stock. Harry war groß gewachsen, genauso wie seine Füße. Ich hatte noch nie so große Schuhe gesehen. Er

sprach einen fürchterlichen Dialekt. In Chemnitz würden sie alle so sprechen, sagte er zu mir. Ansonsten war er sehr nett.

Endlich hatten wir wieder ein Zuhause und Mutter einen neuen Mann. Sie war verliebt, vielleicht auch nicht. Ich wollte von Männern nichts wissen, fand sie eigentlich widerlich. Das hatte ich meiner Kindheit zu verdanken. Und der alte Friedrich war einfach ekelhaft.

Ich war inzwischen fünfzehn Jahre alt und hatte eine schöne Mutter von 37 Jahren, die Männerwelt lag ihr zu Füßen. Aber unsere Ausreise konnte immer noch kommen. Mutti sagte zu mir, dass sie einen Mann heiraten müsste, der einen Westberliner-Pass besaß. Harry hat eine Familie in Chemnitz, war also für meine Mutter Anna unerreichbar.

Zurzeit fühlten wir uns noch sicher. Aber wie lange würde das noch so sein? Unterstützung bekamen wir vom Sozialamt, nur müsste ich mir eine Arbeit suchen. Aber was sollte ich machen? Durch unsere Flucht hatte ich keine Lehre beginnen können.

Eine Querstraße von unserer Wohnung entfernt, befand sich ein Kindergarten. An der Tür hing ein Zettel: „Junges Mädchen für Kinderbetreuung gesucht.“ Also nichts wie rein, dachte ich, machte etwas auf Mitleid und hatte Glück, sie nahmen mich.

Eine Kindergärtnerin hieß Irene, die andere Eveline. Voller Begeisterung lief ich nach Hause. Meine Mutter war glücklich, dass ich eine Beschäftigung gefunden hatte und ein paar Mark dazu verdienen konnte. Wir hatten kaum etwas anzuziehen, der Winter stand vor der Tür.

Herr Friedrich hatte noch Kleidung von seiner verstorbenen Frau, ich sollte mir davon etwas aussuchen. Das Einzige, was ich mir davon nahm, war ein dunkelblauer Wintermantel. Immer noch besser, als im Winter zu frieren.

Mutti hatte inzwischen nach Hause geschrieben, dass Opa Max unsere Kleidung schicken sollte. Es dauerte auch nicht lange, da bekamen wir ein großes Paket von zu Hause. Ich höre heute noch, wie Mutter sagt: „Er hat uns nur die alten Plünder eingepackt. Was hat er mit unseren guten Sachen gemacht?“ Sie war richtig sauer auf ihren Vater.

Wenn ich aus dem Kindergarten nach Hause kam, ging ich sofort in mein Bett, um zu lesen. Mutter las neuerdings auch Liebesromane, solch dünne Schwarten. Sie war hin und weg und paffte eine Zigarette nach der anderen. Der alte Friedrich qualmte auch, nur Harry rauchte nicht. Ich wurde so richtig eingenebelt.

Und ich habe die Hefte auch verschlungen. Eigentlich waren wir rundum zufrieden.

Bis eines Tages für meine Mutter die Welt unterging. Sie hatte aber auch ein Pech mit der Männerwelt. Harry offenbarte meiner Mutter, dass er nach Chemnitz zurück müsste. Sein Arbeitsvertrag sei zu Ende, außerdem warte seine Familie auf ihn. Das war ein Theater und Geheule. Aber es half alles nichts, Harry hatte Mutter verlassen. Ich weiß nicht, was sie sich gedacht hatte! Schließlich war er verheiratet.

Nun waren wir mit dem alten Herrn Friedrich ganz alleine.



Ich ging zur Arbeit zu meinen Kindern und spielte mit ihnen. Auch im Kindergarten gab es eine Veränderung. Irene hatte ihre Stellung gekündigt. Sie ging als Erzieherin in ein Mädchenwohnheim. Sie sagte zu mir: „Susanne, wenn du mal Probleme zu Hause hast, kannst du mich jederzeit anrufen.“ Sie gab mir ihre Telefonnummer. Diese bewahrte ich an einer geheimen Stelle auf. Man kann ja nie wissen, was alles noch passieren wird im Leben.

Harry hatte uns verlassen und Mutter paffte noch mehr Zigaretten, sie war sehr nervös. Vielleicht dachte sie an unsere Abschiebung aus Westberlin.

Eines Abends sagte Mutti zu mir: „Ich gehe heute Abend tanzen! Zu Walterchen, dem Seelentröster.“ So hieß ein bestimmtes Tanzlokal, ich glaube, es war für unglückliche Frauen gedacht.

So ging es jetzt jedes Wochenende, sie hatte eine Hummel im Hintern, wie man so schön sagt. Ich war wieder einmal alleine mit dem alten Friedrich und mit meinen Liebesromanen.

Als ich eines Tages aus dem Kindergarten kam, sprach mich ein Typ an, der nebenan wohnte. Gesehen hatte ich den schon öfter vor dem Haus. Der fummelte ständig an seinem Motorrad herum. Er sagte: „Hallo“, ich tat es ihm gleich und war im Begriff, die Haustür aufzumachen.

„Warte doch mal, ich möchte dich etwas fragen.“

„Ja, und?“, sagte ich schnippisch.

„Wohnt ihr hier neu im Haus?“

„Ja, bei dem alten Friedrich, meine Mutter und ich.“

„Wo kommt ihr eigentlich her?“

„Warum willst du das denn wissen?“

„Warum denn nicht, kannst mir doch ruhig sagen.“

„Wir kommen aus Berlin“, sagte ich. „Von wegen noch mal etwas erzählen, wenn ich an das Theater im Flüchtlingslager denke.“ Vielleicht wären wir jetzt tatsächlich in Sibirien gewesen, wo es doch da so kalt ist.

Er hielt mir seine Hand entgegen: „Ich heiße Hansi, und du?“

„Susanne.“

„Hast du nicht mal Lust, mit mir auf meiner BMW mitzufahren?“

„Eigentlich habe ich ja Angst, dass die umfallen, die haben bloß zwei Räder.“

„Wo kommst du denn her? Haste noch nicht gesehen, wie die abzischen? Du brauchst dich bloß bei mir festhalten, da passiert nichts.“

„Ich frage meine Mutter, ob ich darf.“

Hansi sagte: „Vielleicht schon am Sonntag?“

„Mal sehen.“

„Wie alt wird der sein, dass er schon so eine große Maschine fahren darf?“

Ich lief beschwingt die Treppe rauf, Mutter saß bei dem alten Friedrich und erlebte neues Liebesglück. Sie hatte wieder einen neuen Schmöker.

Ich fragte vorsichtig, ob ich mit Hansis BMW mitfahren dürfe. Der alte Herr Friedrich sagte: „Ein netter Junge, er hält mir immer die Tür auf.“

Jetzt sagte Mutter: „Meinetwegen! Ich gehe wieder tanzen, Susanne.“